

ROBERT SCHWARZ
mit Felicitas Mokler

Unter den Polarlichtern der Antarktis

Fünfzehn Winter Leben
und Forschen am Südpol

KNESEBECK Stories



*to all fellow Polies
past and present
especially all the ones
that are not
with us anymore*

*to everybody who has supported my adventures
for so many years*

to my family and friends

Robert Schwarz
mit Felicitas Mokler

Unter den Polarlichtern der Antarktis

Fünfzehn Winter Leben
und Forschen am Südpol

KNESEBECK *Stories*

Deutsche Originalausgabe
Copyright © 2022 von dem Knesebeck GmbH & Co. Verlag KG, München
Ein Unternehmen der Média-Participations

Projektleitung: Hans Peter Buhler, Knesebeck Verlag
Lektorat: Michael Lenkeit, Stuttgart
Fotografien: Robert Schwarz, Eschenlohe
Karten: Martina Frank, München
Gestaltung und Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Herstellung: Arnold & Domnick, Leipzig

ISBN 978-3-95728-581-2

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:
eBook (epub): 978-3-95728-581-2

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:
eBook (epub): ISBN 978-3-95728-739-7

Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise.

www.knesebeck-verlag.de

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen über die Autoren](#)

[Impressum](#)

Inhalt

[Im Anflug zum Südpol](#)

[Wie ich zu meinem Job am Südpol kam](#)

[Fußballspielen als Feuerwehrmann](#)

[Der Zimmergletscher](#)

[Das Leben am Südpol beginnt](#)

[Zwei Minuten duschen](#)

[Überlebenstraining](#)

[Die Geschichte der Amundsen-Scott-Südpolstation](#)

[Dark Sector](#)

[AMANDA](#)

[Arbeiten rund um die Uhr](#)

[Mein erster Kabelstrang und ein Weihnachtsmenü aus der Tupperdose](#)

[Stromausfall](#)

[Wiederholungstäter](#)

[Ausflug zu einem Flugzeugwrack](#)

[Fliegen mit einem Container Dynamit im Gepäck](#)

[Der erste Gleitschirmflug am Südpol](#)

[Pole über Pole](#)

[Urlaub](#)

[McTown und ein Stück Expeditionsgeschichte](#)

[Noch ein Wettlauf zum Südpol](#)

[Pinguine auf einem Eisberg und abgelaufene Konserven](#)

[Ausflug zum Meteoritenfeld](#)

[Halos](#)

[Die letzten Freshies, aber kein Bier für den Winter](#)

[Das letzte Flugzeug](#)

[Der Old Pole](#)

[Die neue Station](#)

[Die Goldene Stunde](#)

[Polaroutfit](#)

[Mikrowellen aus dem All](#)

[Sonnenuntergang](#)

[Der Mond am Pol](#)

[Die ersten Sterne](#)

[Zurück zum Urknall](#)

[Grüße von der Sonne und Arbeiten im Kühlrhythmus des Teleskops](#)

[Ein umgebauter Radiowecker](#)

[Feuer im Teleskop](#)

[Feuertraining am Südpol](#)

[Medical Care](#)

[Das Kreuz des Südens und eine Fußball-WM per Telefon](#)

[House Mouse und Freizeit](#)

[Sandkastenkrieg und andere Kindereien](#)

[Sternenstaub](#)

[Eine Kugelschreiberfeder für das Teleskop](#)

[Leben im MAPO](#)

[Polarlichtfotografie](#)

[Midwinter](#)

[Der Truthahn-Zwischenfall von 1998](#)

[Medevac](#)

[Airdrop, Weißwürste und Gummibärchen für den Südpol](#)

[4th of July](#)

[Winter Film Festival und Radio-Darts](#)

[Amateurfunk](#)

[Bayern 3 auf Kasette](#)

[300er-Club](#)

[Ein heißer Pool am Pol](#)

[Campen bei -70 °C](#)

[Atmosphärenforschung und Ozonloch](#)

[Sonnenaufgang und O'zapft is](#)

[Von Winterblues keine Spur](#)

[Die erste Orange und eine verpasste Opernaufführung](#)

[Neuseeland](#)

[Der letzte Winter](#)

[Trip ins All](#)

[Abschied, nicht nur von den Polarlichtern](#)

[ANHANG](#)

[Meine Experimente am Südpol](#)

[Glossar](#)

[Dämmerungsphasen](#)

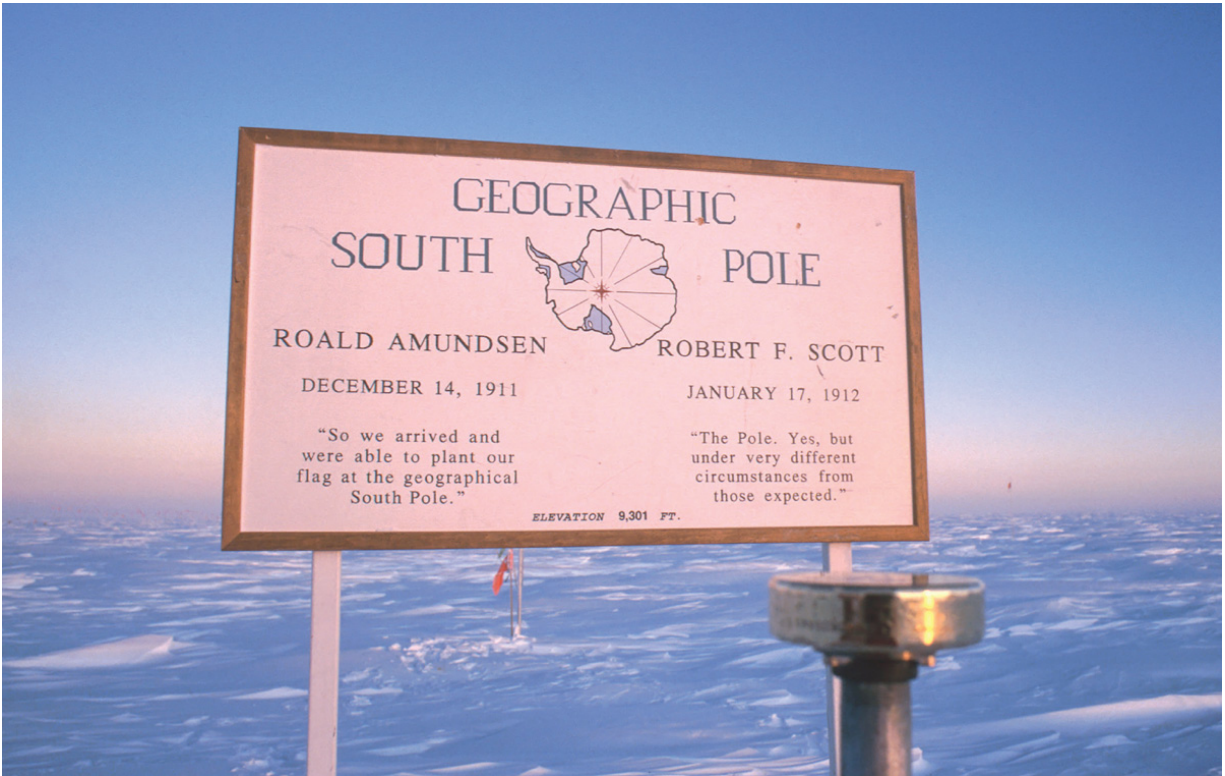
[Ein Vergleich zwischen dem Leben im Südpolwinter und auf der ISS](#)

[Interessante Fakten](#)

[Zum Weiterlesen und Weiterklicken](#)

[Dank](#)

[Über die Autoren und wie das Buch entstand](#)



GEOGRAPHIC
SOUTH POLE



ROALD AMUNDSEN

ROBERT F. SCOTT

DECEMBER 14, 1911

JANUARY 17, 1912

"So we arrived and were able to plant our flag at the geographical South Pole."

"The Pole. Yes, but under very different circumstances from those expected."

ELEVATION 9,301 FT.

Im Anflug zum Südpol

Der Lärm der Motoren war ohrenbetäubend. Seit zwei Stunden saß ich im Rumpf einer Hercules LC-130 der amerikanischen Navy. Die Militärmaschine brachte uns von McMurdo am Rand der Antarktis zum Südpol. Die Stöpsel, die ich mir zum Schutz in die Ohren gesteckt hatte, halfen nur bedingt. Mit den übrigen Passagieren – ebenfalls Wissenschaftler wie ich – konnte ich mich nur schreiend unterhalten.

Das Ross-Eisschelf hatten wir bereits hinter uns gelassen, nun überquerten wir das Transantarktische Gebirge, das schroffe Eingangstor in den einsamen Kontinent. Die Aussicht, die ich aus dem Cockpitfenster genießen durfte, war beeindruckend. Hier am Beardmore-Gletscher waren vor fast hundert Jahren Ernest Shackleton und Robert Falcon Scott zu Fuß in die Antarktis vorgedrungen. Scotts norwegischer Kontrahent Roald Amundsen hatte einen Weg etwas weiter südwestlich gewählt.

Auch heute noch ist diese Eiswüste, die größte Wüste der Erde überhaupt, nicht weniger lebensfeindlich als einst. Die Antarktis ist eineinhalb Mal so groß wie Europa, im Winter verdoppelt sich die Fläche noch einmal durch Meereis. Von McMurdo bis zum Südpol sind es 1400 Kilometer. Das sind drei Flugstunden über unbesiedeltes, ja vollkommen unbelebtes Land.

Während die Temperaturen an der Küste des Kontinents von 0 °C bis -25 °C reichen, steigen sie am Südpol an einem heißen Sommertag auf -20 °C und fallen im Winter bis unter -80 °C. Sollten wir wegen technischer Probleme notlanden müssen, wären wir eine Zeitlang auf uns gestellt. Für den Fall der Fälle hatten wir eine Überlebensausrüstung dabei: Zelte, Schlafsäcke, Kocher und Proviant – für jeden Passagier nur das Notwendigste, um ein paar Tage in der einsamen Eiswüste überleben zu können, bis Hilfe eintraf.



Auf dem Flug zum Südpol

Die drei Kilometer dicke, unberührte Eisschicht am Südpol war aber genau der Grund meiner Reise: Astronomen wollten das riesige Reservoir aus reinstem Eis nutzen, um winzigen Elementarteilchen aus dem Weltall, sogenannten Neutrinos, auf die Schliche zu kommen. Für das nächste Jahr würde es mein Job sein, zu diesem Zweck ein neues Experiment weiter mit aufzubauen.

Nach einer weiteren Stunde tauchte inmitten des unendlichen Weiß ein winziger dunkler Punkt auf: Völlig unscheinbar lag vor uns die Amundsen-Scott-Station, die amerikanische Forschungsstätte am geografischen Südpol.

Ich war froh, endlich anzukommen. Nach einigen ereignisreichen Wochen in den USA, in denen ich mich auf meinen Aufenthalt auf der Amundsen-Scott-Station vorbereitet hatte, war ich erst vor wenigen Tagen ins neuseeländische Christchurch gereist. Dort hatten wir unsere Extremwetter-Ausstattung und eine Einweisung zum Leben in der Antarktis erhalten. Nach acht Stunden Flug mit einer Hercules C-130 der neuseeländischen Armee erreichten wir McMurdo, und von dort ging es dann einen Tag später weiter

zum Südpol. Vor allem die letzten beiden Flüge, jeweils in Militärmaschinen, waren gewöhnungsbedürftig.



Das Transantarktische Gebirge

Gewöhnliche Sitze gab es in solchen Flugzeugen nicht. Im vorderen Bereich der Maschine waren die Flanken mit Fangnetzen ausgekleidet, an die wir uns auf Klappbänken sitzend anlehnten. Im Gang zwischen uns war Frachtgut gestapelt, ebenso im hinteren Teil des Flugzeugs. Abgesehen vom Lärm machte uns vor allem die Temperatur zu schaffen. Die Klimaanlage schien nur zwei Stufen zu kennen: Tiefkühlfach oder Grill. Unsere Polaranzüge hatten wir bereits angezogen – das war Pflicht, für den Fall einer Notlandung. Sobald die Klimaanlage vom Gefrier- in den Grillmodus umschaltete, legten wir Schicht für Schicht bis auf das T-Shirt ab. Dieser Zustand wechselte mehrfach hin und her und wir entsprechend oft unsere Kleidungsschichten. Doch verglichen mit Shackleton und seinen Zeitgenossen reisten wir immer noch ausgesprochen komfortabel.



Die Amundsen-Scott-Südpolstation inmitten der Eiswüste

Langsam glitt die Maschine dem Boden entgegen. Unterhalb von 200 Metern begannen wir in gleichbleibender Höhe zu kreisen. Irgendetwas stimmte nicht. Der »Flughafen« am Südpol ist nicht mehr als eine präparierte Schneepiste, das Fahrwerk der Hercules LC-130 zusätzlich mit Skiern ausgestattet. Einen Tower mit Radarleitsystem gibt es nicht. Der Pilot kann also nur auf Sicht landen.

Über uns war der Himmel strahlend blau, und auch zum Boden hin war die Sicht gut. Wenn ich mir ein wenig den Hals verrenkte, konnte ich durch das Bullauge in meinem Rücken meinen Chef am Rand der Landepiste stehen und uns zuwinken sehen. Der Wind wirbelte feine Eiskristalle auf. Zum Landen braucht es in Bodennähe eine Sichtweite von mindestens eineinhalb Kilometern, aber das war nicht der Fall. Eine Dreiviertelstunde und drei Landeversuche später drehten wir schließlich ab. Es ging zurück nach McMurdo. Immerhin hatte ich den Südpol nun schon einmal zu Gesicht bekommen! Als wir am nächsten Tag erneut aufbrachen, waren die Witterungsbedingungen am Südpol noch schlechter, doch beim vierten Landeversuch setzten wir endlich auf.



ECW gear, unsere Extreme-Cold-Weather-Ausrüstung

Die nächsten Momente hatten etwas Magisches. Wir verließen das Flugzeug durch die Crewdoor. Die vom Kerosingeruch erfüllte Luft, die lärmenden Motoren der Propellermaschine – all das ließ mich instinktiv an meine Fallschirmsprünge bei der Bundeswehr denken und löste unweigerlich einen Adrenalinschub bei mir aus.

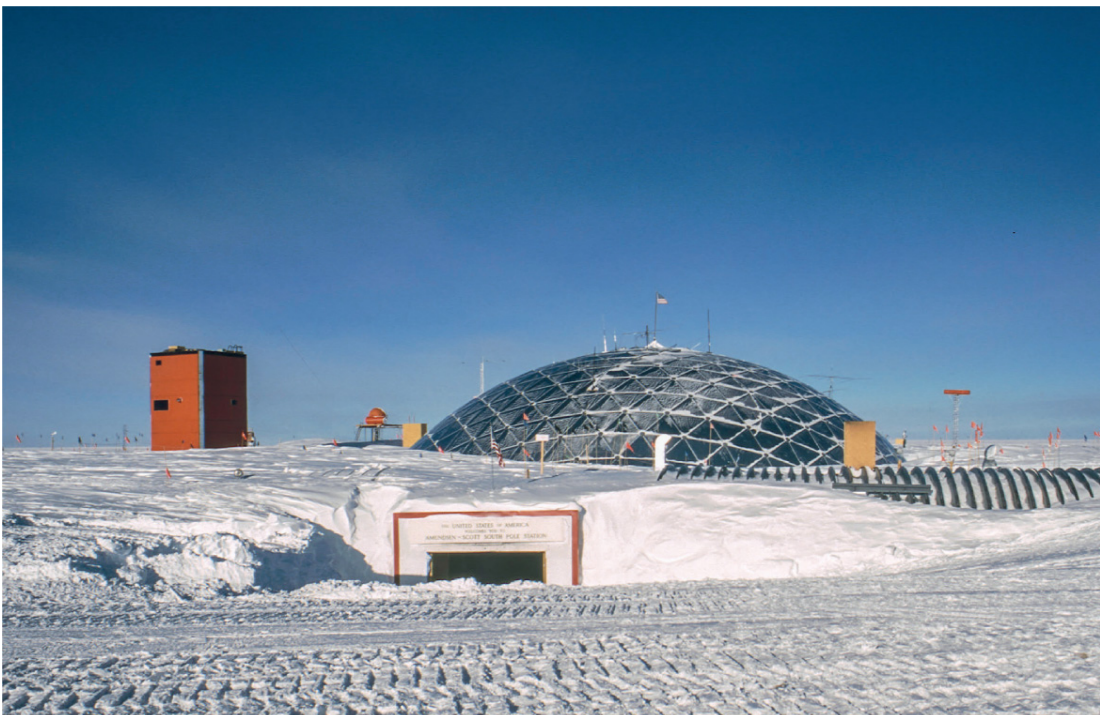
Der Himmel leuchtete selbst durch die Skibrille noch gleißend hell. Jeder Schritt knarzte auf dem eisigen Schnee. Eine beißende, mir bis dahin völlig unbekannte Kälte schlug mir ins Gesicht. Für einen Moment stockte mir der Atem. Bei antarktisch-sommerlichen $-40\text{ }^{\circ}\text{C}$ blies ein harscher Wind. Das ist doch recht zapfig hier, dachte ich bei mir. Wie würde es wohl erst im Winter werden?

Als ich am 15. November 1996 zum ersten Mal am Südpol eintraf, waren die meisten der Winterover-Kollegen, die ich bei meinen Vorbereitungen in den USA kennengelernt hatte, bereits dort. Sie erwarteten uns direkt an der Landepiste. Es gab ein herzliches Wiedersehen.

Mit einem Hochgefühl stapfte ich meinem neuen Zuhause entgegen. Die Aluminiumkuppel der Amundsen-Scott-Station ragte dunkel aus dem Schnee. Kaum hundert Meter entfernt von ihr wehten zwölf Fahnen im Wind. Die Flaggen der Erstunterzeichnerstaaten des Antarktisvertrags markieren den zeremoniellen Südpol. Etwas abseits davon: die Stele des geografischen Südpols. An diesem Ort laufen alle Längengrade zusammen, von hier aus geht es nur Richtung Norden. Um diesen Punkt zu erreichen, lieferten sich die Polarforscher und Abenteurer zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein erbittertes Wettrennen. Dass ich einmal selbst hier stehen würde, hätte ich mir noch vor wenigen Monaten im Leben nicht träumen lassen.



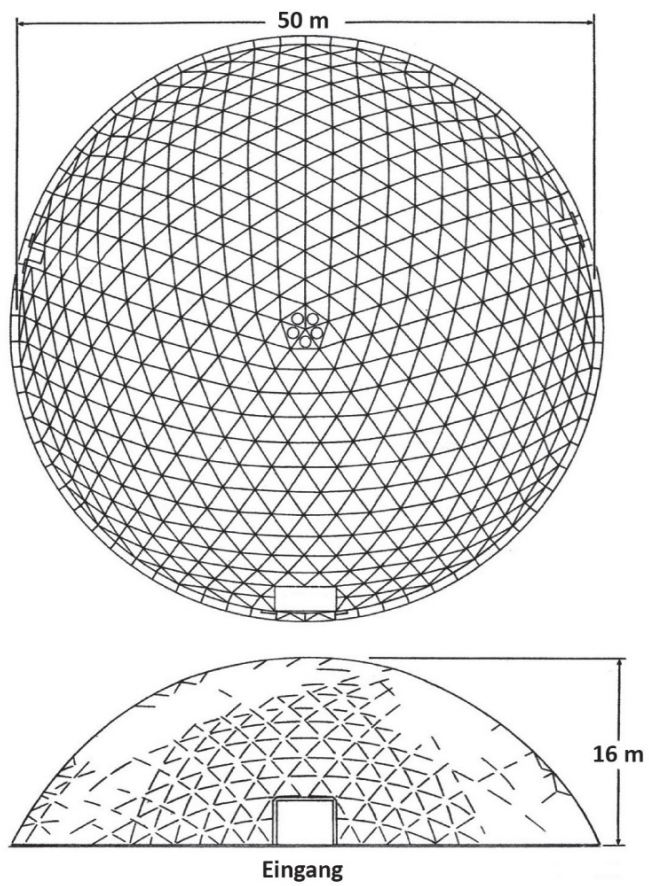
Unser Transport, eine LC-130 der US Navy



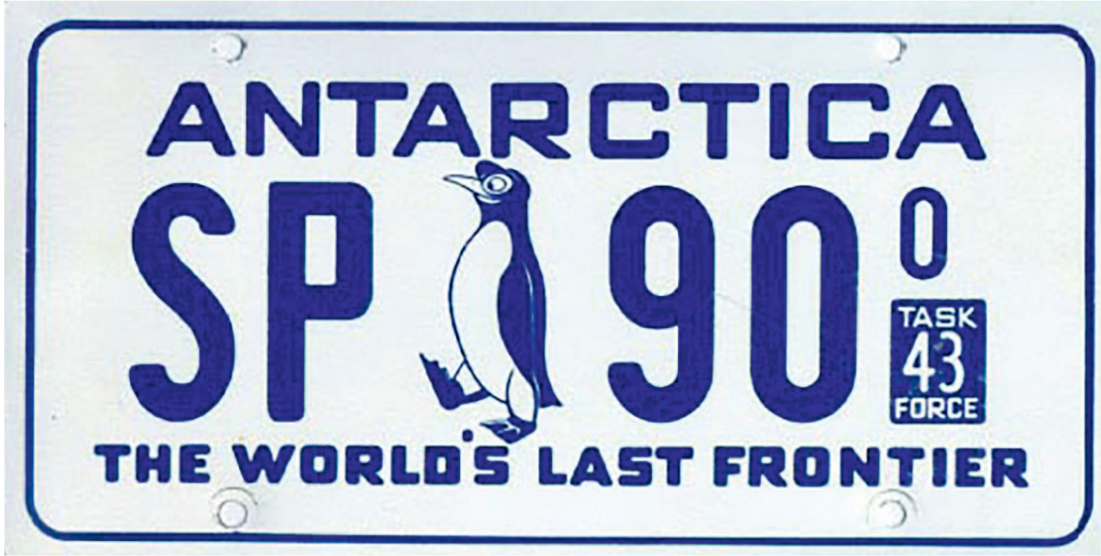
Der Dome, die Südpolstation von 1975 bis 2005



Der Eingang zur Station



Die selbsttragende Kuppelkonstruktion aus Aluminium



Wie ich zu meinem Job am Südpol kam

Mein Abenteuer begann an einem heißen Julinachmittag in München. Als Physikstudent verdiente ich mir am Werner-Heisenberg-Institut (heute Max-Planck-Institut für Physik) etwas Geld dazu. Dort testete ich Platinen, die später in den Detektoren eines großen Teilchenbeschleunigers, des Deutschen Elektronen-Synchrotrons DESY, zum Einsatz kommen sollten.

Eines Tages brauchte ich von meinem Betreuer ein paar Informationen für meine Arbeit. Während dieser noch in ein Telefongespräch vertieft war, vertrat ich mir ungeduldig auf dem Gang vor seinem Büro die Füße. Mein Blick fiel auf ein Schwarzes Brett mit Aushängen und Stellenanzeigen aller Art. Kein Bedarf – ich hatte ja bereits einen Studentenjob, der mir Spaß machte.

Eine Ausschreibung machte mich allerdings neugierig: Gesucht wurde ein »Winterover Scientist« für den Südpol, der dort ein Neutrino-Experiment für ein Jahr betreuen sollte. Südpol, Antarktis, wie cool wäre das denn! Doch einige der Voraussetzungen waren mir bisher unbekannt, also rechnete ich mir keinerlei Chancen aus. Aber vielleicht würde sich so ein Aufenthalt am Pol in ein paar Jahren einmal mit meiner Diplomarbeit verbinden lassen. Kurz entschlossen schrieb ich eine E-Mail an die University of Wisconsin, die das Neutrino-Experiment am Südpol betrieb, um noch etwas mehr Informationen über die Stelle zu bekommen. Dann ging alles ganz schnell. Postwendend kam ein Einzeiler zurück, in dem man mich um einen Lebenslauf und drei Empfehlungsschreiben bat. Hier kam mir mein Studienaufenthalt in den USA nach meinem Vordiplom zugute, von dem ich erst ein halbes Jahr zuvor zurückgekehrt war. Anders als in Deutschland war der Kontakt zu den Professoren dort viel direkter, sie kannten ihre Studenten persönlich. So schickte ich zwei Referenzen aus den USA und eine von meinem Betreuer am Werner-Heisenberg-Institut zurück. Als ich meiner Mutter von der Bewerbung erzählte, meinte sie nur lapidar: »Warum sollten die ausgerechnet dich nehmen?«

Ein Telefonat – und eine Woche später kam das Jobangebot; von fünfzehn Bewerbern war die Wahl auf mich gefallen. Wie ich später erfuhr, wollte mein Münchener Betreuer mich offensichtlich nicht gehen lassen und hatte die amerikanischen Kollegen gefragt: »Habt ihr denn niemand anderen?« Diese Reaktion war wohl ausschlaggebend gewesen.

Natürlich habe ich sofort zugesagt. So eine Gelegenheit bekommt man nicht alle Tage! Und meine Mutter meinte, sie brauche jetzt erst einmal einen Schnaps. Wie viel Zeit ich aber am Ende tatsächlich am Südpol verbringen würde, konnte damals noch keiner ahnen.



Fußballspielen mit Atemschutz und Bunker Gear

Fußballspielen als Feuerwehrmann

Fünf Wochen später saß ich auf gepackten Koffern; Anfang September ging es für ein paar Wochen zur Vorbereitung nach Amerika. Zunächst stand im Hauptquartier des United States Antarctic Program (USAP) in Denver ein psychologischer Test an. Man wollte herausfinden, ob wir wirklich für die Arbeit und das Leben auf der Südpolstation geeignet waren. Denn die Situation dort ist auch im soziopsychologischen Sinn eine besondere. Für achteinhalb Monate sind die Winterover vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten, sie können sich nur in den relativ begrenzten Räumlichkeiten der Station und der Wissenschaftsgebäude in ihrer Umgebung aufhalten. Die Bedingungen abseits davon sind lebensgefährlich. Eine Evakuierung im Winter war damals noch nicht möglich und wird auch heute nur im äußersten Notfall durchgeführt. Sie sind also rund um die Uhr aufeinander angewiesen.



Feuerwehrtraining

Der Persönlichkeitstest, der auch im Auswahlverfahren für Astronauten angewendet wurde, basierte auf dem Minnesota Multiphasic Personality Inventory. Das Verfahren war in den 1930er Jahren entwickelt worden, um psychische Störungen zu diagnostizieren. Wie sinnvoll das war, und ob der Test seinen Zweck erfüllte? Das würde sich später noch zeigen. Eine der ersten von 800 Multiple-Choice-Fragen lautete: »Reparieren Sie lieber eine Türklinke oder schreiben Sie lieber ein Gedicht?« Die Antwort darauf lag zumindest für mich auf der Hand. Nicht alle Fragen ließen sich so eindeutig beantworten, aber ich bestand den Test und wurde endgültig Teil des 28-köpfigen Winterover-Teams!

Realitätsnäher und auf Gruppendynamik ausgerichtet war der daran anschließende zweitägige Ropes-Course zum Teambuilding. Auf einem Kletterparcours lernten wir uns kennen und uns selbst und gegenseitig zu vertrauen. Zu wissen, wie man in Extremsituationen reagiert und dass man sich auf die anderen im Team verlassen kann, schafft Vertrauen und kann im Ernstfall sogar Leben retten.

Das Spannendste an der Vorbereitung war für mich jedoch das einwöchige Training an der Rocky Mountain Fire Academy. Wegen der extremen Trockenheit ist Feuer die größte Gefahr auf den Antarktisstationen, und wir sind dort unsere eigene Feuerwehr. Erschwerend kommt hinzu, dass wir zumindest am Südpol kein Löschwasser haben.

Um uns an die Schutzausrüstung inklusive Helm, Visier, Handschuhe und schweres Schuhwerk zu gewöhnen, durften wir erst einmal in voller Montur Fußball spielen. Bei +30 °C Septemberhitze in Colorado, auf einem Betonplatz. So bekamen wir ein Gefühl dafür, wie lange die Sauerstoffversorgung der Atemgeräte unter Anstrengung reichte. Schon nach etwa zehn Minuten klingelte die eingebaute Alarmglocke, weil die Luftflasche fast leer war. Dabei zeigte sich rasch, wer mit seiner Luft sparsam oder verschwenderisch war. Gewöhnlich sind Frauen in dieser Übung besser als Männer; sie haben kleinere Lungen und können dadurch besser mit ihrer Luft haushalten.

In einem Burn-Building gingen wir mit dem Feuer auf Tuchfühlung. Dafür wurden in einem geschlossenen Gebäude mehrere Stapel Holzpaletten in Brand gesetzt; nach wenigen Minuten erfüllte Rauch den Raum, die Temperaturen stiegen rasant. Um die Hitze hautnah zu erleben, zogen wir kurz einen Handschuh aus und konnten spüren, wie die Hitze stärker wurde, je höher man die bloße Hand hielt.

Bald konnten wir nur noch in Bodennähe etwas sehen; alles andere war vom Rauch verschluckt. Nach zehn Minuten öffnete unser Trainer die Außentür. Wir krochen auf allen vieren heraus, denn zwischen Boden und Decke waren es mittlerweile mehrere hundert Grad Unterschied.

Draußen liefen wir mit ausgestreckten Armen herum und ließen erst einmal die Schutzausrüstung abkühlen – bei angelegten Armen kann der Anzug unter den Achseln so heiß bleiben, dass man sich beim Ablegen daran verbrennt. Auch die Metallschnallen des Anzugs sind dann noch viel zu heiß, um sie anzufassen.

Während wir das Feuer beobachtet hatten, war es so heiß geworden, dass das hochgeklappte Schutzvisier des Helms, das wir sonst vor der Atemmaske trugen, angeschmolzen war und Blasen geworfen hatte. Geplant war das nicht, dennoch fühlte ich mich bei der Übung jederzeit sicher. Wir hatten ja unsere

Schutzanzüge mit Atemgeräten und waren unter Beobachtung von erfahrenen Feuerwehrleuten. Es war einfach interessant zu sehen, wie schnell sich ein Feuer ausbreitet und welche Hitze es in so kurzer Zeit entwickelt.

Wir übten Feuer unterschiedlicher Größe zu löschen und wurden mit einer Reihe verschiedener Löschmittel vertraut gemacht. Außerdem lernten wir auf einem Parcours, wie man in einem heißen, verqualmten Raum eine Person findet, simuliert durch einen alten ausgestopften Feuerwehrschauch in einem Schutzanzug. Ein Stück Stoff vor unseren Augen in der Maske verdeckte die Sicht und sollte dichten Rauch simulieren. Jeden Moment konnten unsere Trainer den Parcours unbemerkt von uns abwandeln, sodass es immer Überraschungen gab, auch wenn wir den Parcours ein weiteres Mal durchliefen. Wir tasteten uns kriechend in Zweierteams voran, ohne zu wissen, was uns hinter der nächsten Ecke erwartete.

Um ein Zimmer abzusuchen, gibt es spezielle Muster. Zur Orientierung im Raum hält man stets mit einem Fuß oder einer Hand Kontakt zur Wand oder zu den Möbeln davor. So verliert man nicht die Orientierung und findet jederzeit wieder hinaus. Während wir uns vorantasteten, warf einer der Ausbilder eine Schlinge über mich. Sie blieb an meiner Atemflasche hängen, und ich musste mich daraus befreien, ohne in Panik zu geraten.

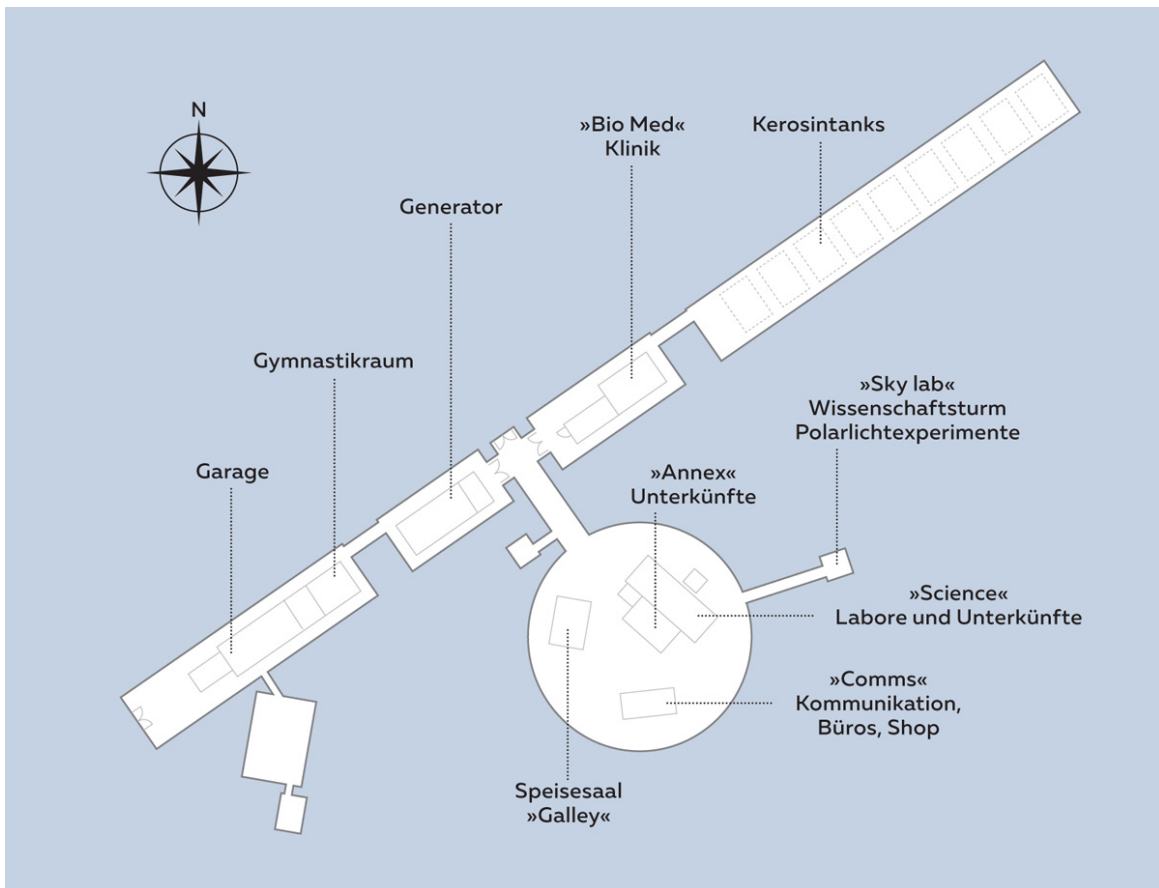
Bevor es endgültig zum Südpol ging, verbrachte ich noch einige Wochen an der University of Wisconsin, um mich mit der Hardware des Experiments vertraut zu machen, und lernte anschließend an der University of California in Irvine noch etwas über die Datenverarbeitung.

Der Zimmergletscher

Der Eingang zum Dome, dem Wahrzeichen der damaligen Station, war bis obenhin eingeschneit. Eine frisch ausgegrabene Rampe führte hinunter zum Tor. Die Kuppel schützte die drei Hauptgebäude vor Wind und Schnee: die Galley mit Küche, Speisesaal und Bar, den Science-Trakt mit den Arbeitsplätzen der Wissenschaftler und unseren persönlichen Zimmern sowie das Comms-Gebäude mit den Büros der Stationsleitung, einem kleinen Shop, der Kommunikationszentrale, einer Elektronikwerkstatt, einer Bücherei und einem Billardraum. Auf einem Nebentrakt, dem Annex, das ebenfalls Zimmer enthielt, befand sich zudem ein kleines Gewächshaus, das uns gelegentlich mit etwas frischem Salat versorgte. Viele Bezeichnungen hier entstammen der Sprache der US Navy, die die amerikanischen Stationen in McMurdo und am Südpol aufgebaut hatte.



Die Gebäude im Dome, Gefrierschrankschlüsseln als Notausstiegsöffnungen der Zimmer, Dutzende Recyclingbehälter vor den Gebäuden



Karte der Hauptgebäude der Station

Die Temperatur unter der Kuppel glich beinahe der Außentemperatur, nur in den Gebäuden selbst war geheizt. Der Dome hatte keine Fenster; nur ganz oben in der Außenhaut waren fünf Lüftungsöffnungen eingelassen, durch die etwas Tageslicht hereinfiel und das Kuppelinnere in ein angenehm gedämpftes Licht tauchte. In der kalten Luft gefror die Feuchtigkeit unseres Atems und der Abluft aus den Gebäuden zu Schneekristallen aus, die filigrane Eiszapfen bildeten und um die Luken herum wie Stalaktiten von der Decke hingen.



Schneestalaktiten im Inneren des Dome

Wie die übrigen Winterover hatte ich mein Quartier im Dome. Diejenigen, die nur den Sommer über bleiben würden, kamen im Sommercamp in Jamesways unter – beheizten Zelten aus dem Koreakrieg –, die etwas abseits vom Dome standen. Diese Aufteilung hatte einen Grund: Als Winterover hatten wir ja die Feuerwehrausbildung durchlaufen und waren so im Ernstfall direkt an Ort und Stelle.

Unsere Unterkunft mit kleinen Zimmern und Gemeinschaftsbad hatte den Charakter einer Jugendherberge. Mein Zimmer war mit viereinhalb Quadratmeter recht klein, von der Mitte aus konnte ich die Seitenwände mit ausgestreckten Armen berühren. Eingerichtet war es nur spartanisch: Es gab ein Bett, ein Regal und eine Obstkiste als Ablage. Eine Art Gefrierschranttür führte als Notausgang direkt hinaus in die Dome-Halle, für den Fall, dass der Gang durch ein Feuer versperrt war. Und dann war da noch ein Erbstück eines Vorgängers.



Summer Camp mit Jamesways, beheizten Zelten aus dem Koreakrieg



Der Zimmergletscher



Mein Zimmer, 4,5 m² klein und spartanisch



Das Zimmer ist fertig eingerichtet



Gemeinschaftsbad

Es war mittlerweile üblich, das Zimmerinventar für den eigenen Aufenthalt je nach persönlichem Bedarf anzupassen. Jener Vorgänger hatte die glorreiche Idee gehabt, sich einen kleinen Einbaukühlschrank einzurichten. Dazu hatte er eine Aussparung in die Wand gesägt, die Isolierung zur Hälfte entfernt und eine Tür davor angebracht. Darin hat er dann Getränke oder was auch immer gekühlt. Nun fehlte die Tür, und an der kalten Stelle hatte sich mit der Zeit die Feuchtigkeit niedergeschlagen und war zu einem »Zimmergletscher« gefroren. Ich beseitigte ihn mit einer Axt und trocknete den Rest mit einem Heißluftgebläse. Den Leerraum füllte ich wieder mit Isoliermaterial auf und hängte das Regal davor. Ein weiterer, kleinerer Gletscher in einer kühlen Ecke an der Außenwand sollte mich dagegen noch länger begleiten. Hier schlug sich ebenfalls die Feuchtigkeit des Atems nieder und gefror. Mit den jahreszeitlich wechselnden Außentemperaturen wuchs er im Winter an und schrumpfte im Sommer wieder.

Ich versuchte mir meine Bleibe möglichst wohnlich einzurichten, schließlich musste ich es in diesen engen vier Wänden ein Jahr lang aushalten. Um noch etwas Platz zu gewinnen, ersetzte ich das Bett durch ein selbst gebautes Hochbett. Auf der Station gab es jede Menge Verpackungsmaterial,